

# LESEPROBE „DIE KÖCHIN“

**Charlotte Richter-Peill**

**Die Köchin**

**Prolog**

Gisela lauscht. Nicht das leiseste Rascheln ist zu hören. Heute waren die Spinnen auf ihren vielgliedrigen Beinen zurückgekehrt, die glänzenden, kaum erbsengroßen Leiber gebläht von der Brut, die in ihnen reift. Sie halten sich bereit, wollen in Gisela hinein und sich durch schmale Gänge einen Weg in ihren Körper bahnen.

Gisela betrachtet ihre Hände, die reglos vor ihr auf dem Küchentisch liegen.

Als Horst heute Morgen die Zeitung aufgeschlagen hatte, waren die Spinnen zwischen den Seiten hervorgekullert. Fast hätte Gisela ihr Marmeladenbrot fallen lassen. Ihr Mann hatte nichts gemerkt. Die Spinnen waren mit einem Geräusch wie von Hagelkörnern auf dem Tisch gelandet, aber das hatte nur sie gehört. In wildem Durcheinander waren sie davongerannt, kreuz und quer über den Boden, so schnell, dass sie den Tieren mit den Augen kaum folgen konnte. Gisela hatte die Lippen aufeinander gepresst und war ruhig auf ihrem Stuhl sitzen geblieben. Ihre Hände hatten gezittert, sie hatte sie unter dem Tisch versteckt. Kurz darauf hatte Horst seine Jacke vom Haken genommen. Bitte bleib, hatte sie sagen wollen, doch ihr Mund war wie zugenäht gewesen. Später hatte sie den Frühstückstisch abgeräumt, den zweijährigen Niels in sein Bettchen gelegt, ihre Tochter Mara zum Spielen hinausgeschickt und versucht, ein Mittagessen zu kochen. Schließlich war sie zum Küchentisch zurückgekehrt.

Hier sitzt sie nun. Das Licht in der Küche ist nicht so, wie es sein sollte. Selbst jetzt, am Vormittag, ist es dämmrig wie am Abend. In den Schatten dieses dämmrigen Lichtes können sich die Spinnen leicht verbergen. Gisela steht auf und tritt ans Fenster. Dort ist es ein wenig heller. Doch statt hinauszusehen, betrachtet sie ihr Spiegelbild in der Scheibe. Erst wenn sie sich ihres Anblicks sicher ist, wird sie auf die Welt jenseits des Fensters achten können. Vorsichtig berührt Gisela mit den Fingerspitzen ihr Spiegelbild. Da ist sie: der Körper schmal, ein Arm vor der Brust. Sie findet sich unauffällig, trotz ihrer Größe. Andere halten sie oft für jünger als achtundzwanzig. Ihre Finger auf der Scheibe fahren die Kontur ihrer Lippen nach. Die Farbe stimmt, ein Ton zwischen Rosa und Blassrot. Die Lidfalte über dem linken Auge sitzt etwas höher als

rechts. Ein Augenbrauenhaar wächst quer. Nichts an ihr hat sich verändert. Aber alles andere hier ist neu.

Sie blickt auf die Straße hinaus. Autos, ein paar Radfahrer, Leute, auf dem Weg zum Einkaufen, um arbeiten zu gehen oder um in der Apotheke schräg gegenüber ein Medikament abzuholen; in der Apotheke, die ihr Mann vor vier Wochen eröffnet hat. Von früh bis spät stapelt er dort Tablettenschachteln, sortiert Rezepte, rührt Cremes, Salben, Tinkturen an und hält seinen Kunden die Tür auf. Es ist eine hübsche Tür mit altmodischer Klinke. Vor den Fenstern hängen grüne Blumenkästen voller Petunien. Um die Apotheke herum stehen andere Häuser, auch ein paar Ulmen und Linden. Fette Putten prangen von den Dächern, die Bäuche vorgestreckt, die Köpfe fleckig von Vogelkot. Rechts nebenan ein Supermarkt, links ein schwarzgrauer Neubau mit mehreren Arztpraxen. Drei Straßen weiter steht die Kirche, deren Glocken alle halbe Stunde läuten. Auf den Laternenmasten hocken Tauben. Morgens erinnern die Farben an die Tönung auf vergilbten Fotografien. Das ist die Gegend, in der Gisela seit einem Monat wohnt.

Von der Kreuzkirche her schlägt es halb zwölf. Gisela zuckt zusammen. Sie zieht den Morgenrock enger um sich und kehrt vom Fenster an den Küchentisch zurück. Sorgfältig rührt sie einen Esslöffel Zucker in ihren vielleicht fünften oder, sie weiß es nicht, sechsten Becher Kaffee. Es ist ein großer Becher mit aufgemaltem Snoopy-Motiv. Sie trinkt mit kleinen, schnellen Schlucken. Ein Rinnsal läuft über ihr Kinn, sie wischt es mit dem Ärmel fort. Prüfend lässt sie den Blick wandern. Der Herd mit dem Rostfleck auf der Ofenklappe. An der Wand eine Puddingform in Gestalt einer Eule, in der Ecke der alte Küchenstuhl mit der geschweiften Lehne, deren Holz sich an manchen Tagen fast boshaft in ihren Rücken drückt. Es sind dieselben Möbel vom Sperrmüll, die in der alten Wohnung gestanden hatten. Sogar das speckige Wachtischtuch hatten sie mitgenommen. In dem fremden Haus sieht vieles davon neu und anders aus. Ein guter Platz für die Spinnen, denkt Gisela.

Es gibt so viele Gefahren, die man im Auge behalten muss. Die Bäume, die zuweilen Gesichter bekommen. Der Mond, der manchmal zwischen Wolkenfäden schwimmt und der sich unversehens in einen Schädel verwandeln kann, darin eine Spalte, die sich zum Mund weitet, einem Maul, das Flüche und Hohngelächter auf einen speit.

Und doch sind die Spinnen am schlimmsten.

Bestimmt sind sie nicht alle verschwunden. Bestimmt lauern einige von ihnen noch immer in ihren Verstecken. Gisela bezweifelt, dass die Spinnen ihr genug Zeit für einen zweiten Versuch mit dem Mittagessen lassen werden.

Jeden Tag versucht sie es aufs Neue, das mit dem Mittagessen. Hin und wieder bringt sie sogar eine ganz passable Mahlzeit auf den Tisch. Heute hatte sich der Kaffeeduft immerhin schon mit dem Geruch von ausgelassenem Speck und gebratenen Zwiebeln vermischt. Horst hatte sich Kartoffelsuppe mit Räucherwurst gewünscht, das ist einfach, das gelingt meistens. Als Gisela den Salbei, die Nelken und das Basilikum in die Suppe gerührt hatte, war sie noch zuversichtlich gewesen. Obgleich sich die ersten Zweifel bereits eingeschlichen hatten: Ihr Kochbuch war vor drei Tagen verschwunden, und sie hatte sich nicht an die dort empfohlenen Kräuter und Gewürze erinnern können. Während sie Wurststücke in die Suppe geschnippelt hatte, waren dann die Spinnen aus der Abzugshaube hervorgekrochen und hatten sich in den Topf gestürzt. Still hatte sie dagestanden, durch den Mund ein- und ausgeatmet und auf die Spinnen gestarrt. Als sie sich wieder hatte bewegen können, war sie, die Augen fest zusammengekniffen, einen Schritt zurückgetreten. Sie wollte nicht sehen, was da in der Suppe schwamm, sie wollte, wollte, wollte es nicht. Mit einem Ruck hatte sie den Topf in den Ausguss gestoßen. Irgendwann hatte sich ihr Atem beruhigt; irgendwann hatte sie die Augen öffnen und die Kaffeemaschine einschalten können, um sich mit ein paar Tassen zu beruhigen. Nun würde Horst bald zum Essen herüberkommen. Er würde sich in der Küche umsehen, den Topf in der Spüle und die Suppenspritzer auf den Fliesen entdecken, würde wortlos den Kühlschrank öffnen und sich wieder einmal ein paar Brote mit Salami belegen.

Gisela steht auf. Behutsam setzt sie einen Fuß vor den anderen. Wenn ich mich langsam bewegte, denkt sie, wird es gehen. Sie denkt: Ich schaffe es, ich schaffe das schon. Dort ist der Herd, dort ist der Rostfleck auf der Ofenklappe. Ich werde noch einmal von vorne beginnen, wenigstens versuchen werde ich es.

Sie schält Kartoffeln, brät frische Zwiebeln an, wendet sie, schiebt sie durchs heiße Öl. Es zischt in der Pfanne. Was ist mit den Spinnen? Sie sind hier, irgendwo sind sie. Mit dem Bratenwender in der Hand tritt Gisela einen Schritt vom Herd zurück, dann noch einen. „Kommt heraus, kommt heraus“, zischt sie und beginnt, mit dem Bratenwender die Küchenmöbel abzuklopfen. Das Zischen ist wichtig, auf das Zischen kommt es an, ein paar Spinnen sind sicher noch da. So lange sie zischt, werden sie es nicht wagen, sich ihr zu nähern. Sie hocken in verborgenen Winkeln, sie lauern unter

den Möbeln, dort dürfen sie nicht bleiben. Sie klopft. Sie klopft, zischt und singt, umklammert den Bratenwender, bearbeitet die Möbel mit aller Kraft. Keine Spinnen. Keine. Die Spinnen sind fort.

Gisela macht sich nichts vor. Die Spinnen würden zurückkommen, sobald ihr Blick nicht mehr von einer Ecke in die andere huschen würde. Wenn sie sich im Dunkeln in ihrem Bett zusammenrollen würde – spätestens dann würden sie hervorkommen und in die Öffnungen ihres Körpers kriechen, würden in ihr Inneres hinabklettern, wo sie in geheimen Höhlen verschwinden und ihre geblähten Leiber entleeren, Haufen von Eiern auf den weichen Grund ihres Leibes säen, die Räume in ihr bis zum Bersten füllen würden. Horst würde natürlich wieder eine Ausrede für die Spinnen finden. Er würde behaupten, das alles passiere nur, weil sie ihre Tabletten nicht nehme. Ohne Tabletten würde in ihrer Psyche etwas „kippen“, das wisse sie doch. Und wenn sie ihm dann von den Eiern erzählen würde, die sich in ihrem Körper auf das Schlüpfen vorbereiteten, würde er sich ans Telefon hängen und ihrem Arzt die Ohren voll reden.

Sie schlägt gegen die Blumen, die in die Anrichte eingeschnitzt sind, geht zum Fenster, schlägt gegen den Tontopf auf dem Sims, den Horst immer wieder aufs Neue mit Kräutern bepflanzt und der voller verdorrter Strünke steckt. Sie lässt den Bratenwender sinken. Keine Spinnen. Sie berührt die Lippen ihres Spiegelbilds, ihren Bauch. Dann richtet sie den Blick auf das, was jenseits ihres Spiegelbilds liegt.

Ein sandiger Hof, auf dem vereinzelt Gänseblümchen und Löwenzahn wachsen. Die Sommerluft flirrt, Licht fällt durch die Zweige der Bäume. Ein Apfelbaum, ein Pflaumenbaum, eine Kastanie, darunter ein verwahrlostes Gemüsebeet und neben dem Gemüsebeet eine Sandkiste mit drei Nachbarskindern darin, deren Namen Gisela noch nicht kennt. Etwas abseits von den anderen sitzt ihre Tochter Mara. Sie ist vier. Der Wind zerzaust ihr Haar. Mit einem orangefarbenen Sandförmchen backt sie Kuchen, die sie sorgfältig in einer Reihe auf den Bretterrand setzt. Unverwandt hält sie die Augen auf die Miniatur-Gugelhupfe gerichtet. Sie hat grüne Augen, klar und durchsichtig. Getöntes Glas, denkt Gisela. Gedämpft hört sie die Stimmen der Kinder. Sie öffnet das Fenster und kann nun jedes Wort verstehen. „Kuchen, sie hat Kuchen gebacken! Kann ich ein Stück?“

Ganz still sitzt Mara im Sand, die Stirn in nachdenkliche Falten gelegt. Auch Gisela bewegt sich nicht. Langsam, erst nur mit den Augen, dann mit dem Kopf und schließlich mit ihrem ganzen Körper, wendet sich Mara den anderen Kindern zu, greift nach ihrer rot emaillierten Schaufel und beginnt mit der Schaufelkante die Gugelhupfe

zu zerteilen. „Der sieht lecker aus“, sagt der Junge mit dem blonden Haar und streckt Mara eine Hand entgegen. Schüchtern kommt er Gisela auf einmal vor, während Mara zu wachsen scheint, jetzt ganz gerade wird, das Kinn ein wenig reckt und lächelt. Ruhig legt sie ein Kuchenstück in die ausgestreckte Hand. Gisela beugt sich vor. Der Junge beisst in den Kuchen. Langsam isst er, wie versunken, schluckt, beißt ein zweites Mal ab.

Die Kinder kauen mit vollen Backen. Sie strahlen Mara an. Mara ist das Mädchen, das in Sandkisten Kuchen backt, die besser schmecken als alles, was ihre Mütter und Großmütter je aus dem Ofen geholt haben.

Gisela schließt das Fenster.

1.

Die Turmuhr der Kreuzkirche schlug dreimal. Die Nacht war klar und mondlos. Kurz überlegte Mara, wieder ins Bett zu gehen. Sie verwarf den Gedanken, würde ohnehin nicht noch einmal einschlafen können. Seit dem letzten Freitag ging ihr zu viel im Kopf herum. Sobald sie die Augen schloss, sah sie sich selbst die Apotheke betreten, in den Händen einen Teller, darauf zwei Kuchenstücke; Orangenkuchen. Von dem Kuchen wanderte ihr Blick zu ihrem Vater, der im Verkaufsraum der Apotheke stand, nah, viel zu nah bei seiner Helferin, mit einem Ausdruck im Gesicht, als würde er träumen. Dieser Blick veränderte sich erst, als er sie, seine Tochter, bemerkte. Ein paar Sekunden rührte er sich nicht, dann brachte er zwei, drei Schritte Abstand zwischen sich und Dorothea Simonis. Mara sah, wie seine Kiefern Muskeln sich verspannten, als er zu lächeln versuchte. Seine Augen waren von einem sehr intensiven Blau. So blau wie an diesem Freitag hatte sie die Augen ihres Vaters noch nie gesehen.

(...)